

ENGLAND

TODESSTRAFE

Das Volk überstimmt

Hängen ist unser Nationalsport“, schrieb einst das Londoner Wochenblatt „The Spectator“. „Dafür verzichten wir auf den Stierkampf.“ In der letzten Woche wurde der Nationalsport abgeschafft — gegen den Willen des Volkes.

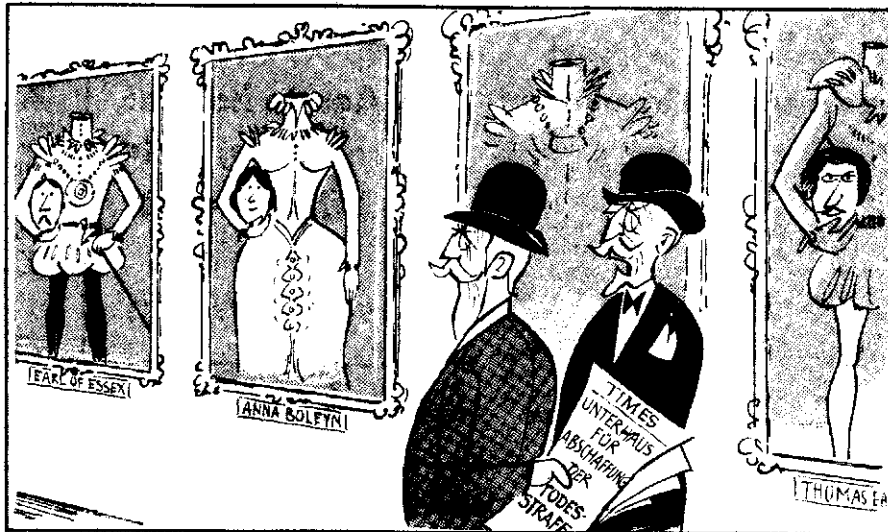
Mehr als 80 Prozent aller Briten waren, so ergab eine Meinungsumfrage im Herbst dieses Jahres, für die Todesstrafe (Bundesrepublik: 55 Prozent). Doch Englands Parlamentarier stimmten mit 343 zu 185 Stimmen im Unterhaus und einmütig im Oberhaus gegen das Hängen.

Am 14. Juli 1965 hatte das Unterhaus die Todesstrafe für zunächst fünf Jahre ausgesetzt. Nach dieser Pause — das heißt Mitte nächsten Jahres — sollte sie automatisch wieder eingeführt werden, sofern das Parlament in der Zwischenzeit nicht anders beschloß.

Bereits 1964 waren nahezu alle Labour-Abgeordneten und etwa zwei Drittel der Konservativen für die Abschaffung der Todesstrafe eingetreten. Doch die Konservativen blieben nicht lange so fortschrittlich.

Vor allem die reaktionäre Nachhut der Tories — schnauzbärtige Ex-Militärs, Grundbesitzer und vermögende Snobs — machten sich zu Fürsprechern der Kapitalstrafe. Sie kommen insbesondere aus ländlichen Grafschaften, wo man sich noch immer die Zeit mit Forellenfang, Fuchsjagd und Krikket vertreibt und wo man noch immer nicht begreifen will, daß man das Gesinde heutzutage nicht mehr prügeln darf.

Auf dem Parteitag der Konservativen im Oktober dieses Jahres wählten sich Englands rechte Ultras endlich am Ziel. Mit 1117 zu 958 Stimmen entschieden sich die Delegierten — gegen den Willen ihres Parteichefs und Schattenpremiers Edward Heath — dafür, die Todesstrafe in ihr Programm aufzunehmen.



„Meinen Sie wirklich, Lord, wir sollten uns von den Traditionen trennen?“

Hanfseil und Henkersbeil, Vergeltung und Abschreckung sind für Englands Konservative seit je Inbegriff traditionellen britischen Strafvollzugs — wie für die konservativen Engländer überhaupt.

Schon früh — 1738 — reglementierten sie, wie eine Hinrichtung überhaupt vonstatten gehen müsse. Der Grund für solche Norm: Kurz zuvor hatte ein stockbetrunkenen Henker versehentlich statt des Delinquenten den Pfarrer aufgehängt.

Fortan bemühten sich die Briten mit ihrem Sinn für Fairneß und Sportlichkeit, den Tod so human und schnell wie möglich zu bringen. So vergingen beispielsweise nie mehr als zwölf bis 17 Sekunden zwischen dem Augenblick, in dem der Henker in die Zelle trat, und dem Tod des Delinquenten.

Und die Henker benahmen sich wie Gentlemen. Albert Pierrepoint etwa, Englands vorletzter Scharfrichter (450 Hinrichtungen), tröstete Ruth Ellis, 28, die letzte gehenkte Frau, die einzige Gnade, die er ihr erweisen könne, sei seine Schnelligkeit. Pierrepoints Rekordzeit: neun Sekunden.

Englands Henker waren nicht nur schnell, sie waren auch korrekt: Hinter einem Fenster verborgen, schätzten sie am Tag vor der Hinrichtung Größe und Gewicht des Verurteilten, und in der Nacht probten sie die Exekution an einem Sandsack.

Und sie bewahrten die Etikette: Oberhausmitglieder hatten noch bis zur Mitte dieses Jahrhunderts das Recht, statt an einem sechseinhalb Zentimeter dicken Hanfseil an einem Seidenstrick zu hängen.

Noch 1780 befanden Englands Richter 350 verschiedene Verbrechen für todeswürdig. Wer beispielsweise die Westminster-Brücke bekratzte, mußte sterben. Und noch 1922 verurteilte Richter Sir Travers Humphrey — „Ich bin ein zynisches altes Vieh“ — eine Edith Thompson zum Tod. Als Indiz für Mord genügte ihm ein Ehebruch. Nach dem Krieg freilich wurden immer mehr Todeskandidaten begnadigt.

Mitentscheidend dafür, daß der Sinn der Todesstrafe auch in England überhaupt in Zweifel gezogen wurde, war die Hinrichtung des 25jährigen Lkw-Fahrers Timothy John Evans. Er mußte 1950 für einen Mord büßen, den ein anderer begangen hatte: vermutlich der Frauenmörder John Reginald Christie.

Englands Labour Party plädierte schließlich für die völlige Abschaffung der Todesstrafe. Harold Wilson und sein Innenminister James Callaghan mußten sich freilich beeilen: Die konservativen Ultras drohten, die populäre Todesstrafe zum Wahlkampfthema bei den nächsten Unterhauswahlen zu machen, die spätestens im Frühjahr 1971 fällig sind.

Sie hatten sogar schon einen Wahlkampfhelder: Englands letzten Henker, Harry Allen, 51, Kneipier im Lokal „Zum Waldmenschen“ nahe Manchester.

Doch James Callaghan rechnete dem Unterhaus vor, daß die (vorläufige)

* 1955: Schaulustige warten vor dem Holloway-Gefängnis auf die Mitteilung von der Hinrichtung der Ruth Ellis.



Briten-Henker Allen, letzte Frauen-Hinrichtung*: Tod in neun Sekunden

Zahl der todeswürdigen Verbrechen für 1969 nicht höher sei als zu Zeiten der Todesstrafe.

Nun stimmte sogar das vorwiegend konservative Oberhaus — das die Entscheidung eigentlich gern um drei Jahre hinausgeschoben hätte — für die Abschaffung des Stricks. Die Lords hatten ein Vorbild gehabt: Im Unterhaus hatte der Führer der Konservativen, Edward Heath, trotz des bevorstehenden Wahlkampfes mit den Labour-Leuten gestimmt — gegen das Hängen.

USA

SONG-MY-ENTHÜLLUNG

Je 100 Dollar

Am Morgen des 6. September, um 5.53 Uhr Eastern Daylight Saving Time, tickerte Associated Press die Schreckensmeldung in Amerikas Redaktionen: „Ein Armee-Offizier“, so hieß es im AP-Fernschreiben Nummer bg 21 ax aus Fort Benning (Georgia), „ist des Mordes an einer unbestimmten Zahl von Zivilisten in Vietnam beschuldigt worden.“

Doch keine Zeitung in den USA, keine Rundfunk- oder Fernsehstation und auch kein Reporter der AP forschte weiter, was sich hinter der knappen 190-Worte-Meldung verbarg: das Blutbad von Song My, bei dem GIs im März 1968 zwischen 109 und 567 unbewaffnete Männer, Frauen und Kinder kaltblütig niedergeschossen hatten.

So widerstrebend die Army erst über ein Jahr nach dem Massaker eine Untersuchung der Vorfälle einleitete, so zögernd griff die US-Presse die Greuel auf.

Erst ein journalistischer Einzelgänger trug in minuziöser Spürarbeit das Mord-Mosaik zusammen, das wie kaum ein Vietnam-Bericht zuvor die Welt entsetzte: Seymour M. Hersh, 32, ein selbständiger Publizist „mit dem Ruf, eifrig und aggressiv zu sein“ („Newsweek“).

Einst Polizeireporter des Chicagoer „City News Bureau“ und später Pentagon-Korrespondent für die AP, hatte Hersh gelernt, brisante Themen aufzuspüren und zu recherchieren. So schrieb er nach seinem Ausscheiden bei AP ein Buch über Amerikas bakteriologische und chemische Waffen, aus dem der SPIEGEL derzeit Auszüge veröffentlicht. Er arbeitete gerade an einem zweiten Buch über das Pentagon (Titel: „The Ultimate Corporation“), als ihn im Oktober ein Informant „mit Pentagon-Verbindungen“ (Hersh) auf die Mordvorwürfe gegen den Song-My-Zugführer William L. Calley aufmerksam machte.

Mit einem 2000-Dollar-Zuschuß des Philip Stern Family Fund in Washington, einer Stiftung für außergewöhnliche journalistische Recherchen, begann Hersh seine Nachforschungen. Rund 50 000 Kilometer weit reiste er durch die USA, um Augen-

zeugen des Song-My-Massakers aufzuspüren. Fünf Stunden lang interviewte er in Fort Benning den angeklagten Oberleutnant Calley. Als erster Reporter sprach er mit dem Ex-Soldaten Ronald Ridenhour, der mit seinen Berichten die Armee-Untersuchung erst in Gang gebracht hatte.

Doch vergebens versuchte Hersh, die beiden US-Illustrierten „Life“ und „Look“ für seine Story zu interessieren. Hersh ging daraufhin zu seinem Washingtoner Nachbarn David Obst, 23, der einen Zwei-Mann-Pressedienst betrieb, den „Dispatch News Service“ (DNS). Obst sollte die Kunde von den US-Kriegsverbrechen verhökern.

Auf dem Fußboden seiner Wohnung sitzend, die Schuhe ausgezogen, rief DNS-„General Manager“ Obst 18 Stunden lang 50 amerikanische und ausländische Redaktionen an. Viele Zeitungsleute waren skeptisch: Die



Song-My-Enthüller Hersh
Zögern bei bg 21 ax

„Los Angeles Times“ mißtraute dem unbekanntem Pressedienst und winkte ab, der „Hartford Times“ in Connecticut kam die Schreckensbotschaft „zu kurz vor dem (Vietnam-)Moratorium“ von Mitte November. 36 der 50 Blätter freilich — darunter die Londoner „Times“ — kauften für je 100 Dollar den Hersh-Report.

Doch die Veröffentlichungen blieben — ebenso wie weit weniger ausführliche Meldungen des „Alabama Journal“ und der „New York Times“, die aus anderen Quellen von dem Massaker erfahren hatten — zunächst ohne nennenswerte Resonanz. Kaum ein Blatt erkannte, welche Tragödie sich zugetragen hatte, kaum eine Redaktion war bereit, dem Geschehen von Song My Platz auf der Leitartikelseite einzuräumen.

Erst ein weiterer DNS-Coup bewirkte endgültig einen „kollektiven Sinneswandel bei der Zeitungsindustrie“ (Hersh). Für 10 000 Dollar verschafften Hersh und Obst der Fern-

sehgesellschaft CBS ein Interview mit dem Gefreiten Paul Meadlo, der zugab, in Song My „zehn oder 15“ Menschen, „auch Babys“, getötet zu haben.

Nun, nach der TV-Sendung, füllte Song My die ersten Seiten und Kommentare der Zeitungen, kamen immer neue Augenzeugen in der Presse zu Wort. Mit mehr als zwei Wochen Verspätung brachten die Nachrichtenmagazine „Time“ und „Newsweek“ den Oberleutnant Calley auf ihre Titelseiten. „Life“ kaufte dem ehemaligen Armeephographen Haeberle Bilder des Blutbades für 20 000 Dollar ab.

Der Obst-Pressedienst mauserte sich in den Augen der Zeitungskollegen „über Nacht zu einer Art Westentaschen-AP“ („Newsweek“). In seinem neuen Drei-Zimmer-Büro in Washingtons National Press Building plant der DNS-Chef jetzt bereits das nächste Geschäft: die Veröffentlichung des kompletten Hersh-Interviews mit Calley. „Wenn es erscheint“, prophezeit Obst, „wird es die Nation — die Welt erschüttern.“

UNFÄLLE

VERSICHERUNGEN

Großes Ei

Mit einem Betriebsunfall auf der Landebahn des Flughafens Renton im US-Staat Washington begann vorletzte Woche für die internationale Versicherungswirtschaft der Schrecken der Jumbo-Ära.

Weil der Test-Pilot eines Jumbo-Jets vom Typ Boeing 747 die Maschine nach einem Werksflug zu früh und — möglicherweise — zu hart aufsetzte, brach eines der Hauptfahrwerke. Mit beschädigter Tragfläche und einem aufgerissenen Triebwerk kam der Düsenriesen, der maximal 490 Passagieren Platz bietet, flügelarm zum Stehen. Geschätzter Schaden der Bruchlandung: 21 Millionen Mark.

Noch vor einem Jahrzehnt hätte diese Schadenssumme ausgereicht, das Absturz-Risiko einer mit 90 Personen vollbesetzten Super Constellation zu decken. Heute müssen die Versicherer bei einem Totalverlust mit weitaus höheren Beträgen rechnen.

„Früher“, so drückte es ein Lloyd's-Sprecher aus, „waren viele Eier auf viele Körbe verteilt. Heute wird ein Kolossal-Ei in einem Korb versichert.“

Allein die Kaskoversicherung einer Boeing 747, die vom Frühjahr nächsten Jahres an auch bei der Lufthansa Dienst tun wird, beträgt — bei einer Jahresprämie von 2,6 Millionen Mark — 80 Millionen Mark. Einschließlich der Passagierhaftpflicht und der sogenannten Dritthaftpflicht könnten bei einer Katastrophe mit einem vollbesetzten Jumbo nach Berechnungen der Münchener Rückversicherung Ansprüche in Höhe von 500 Millionen Mark geltend gemacht werden.

Lloyd's of London, das renommierteste Versicherungs-Syndikat der Welt,